

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 54.

Samstag, 4. März.

1916.

Sintje.

[Nachdruck verboten.]

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Clara Schraath.

Erstes Kapitel.

Ein schwacher Lichtstrahl fiel in das Kellerloch hinein, und Sintje richtete sich schlaftrunken auf ihrem Strohsack in die Höhe.

Was war doch nur? Etwas Freudiges, Schönes! Wichtig, nun war sie ganz wach. Kirme! Das ist's, heute ist Kirme!

Sintje stand hurtig auf. Sie war sechs Jahre alt, klein und mager. Mit ihrer Toilette hatte sie nicht lange zu tun. Sie schielte zur Großmutter hinüber, aber die schlief noch, mit einer großen Kalle über der Stirn. Die Großmutter war sogar im Schlaf noch böse auf alle Welt, von Sintje an bis zum lieben Gott hinauf. Und auf den Behenspielen schlief Sintje nach der Kir, leise wie eine Maus, um ja die Großmutter nicht aufzuwecken. Denn die würde sie bei irgendeiner unangenehmen Beschäftigung zurückgehalten haben, und Sintje wollte nicht zurückgehalten werden, denn es war Kirme heute.

Sie kroch die dunkle Kellertreppe hinauf und wollte durch die Schenkstube auf die Straße laufen. Aber hinter dem Schenkisch stand Papa Toone. Sie sah ihn zuerst nicht, denn es war dunkel in dem häßlichen Raum, und ein süßler Dampf von abgestandenem Bier, Spirituosen und altem Tabak lagerte schwer in der Luft. Auf den Tischen standen geleerte Gläser und klebrige Bierlachen, und der Boden war ekelhaft anzusehen, weil er seit dem vergangenen Abend noch nicht aufgewaschen worden war. In diesem Raum getraute sich der Morgen nicht hinein, es war immer noch Abend hier, sehr später häßlicher Abend. Und bald, in drei, vier Stunden würde es schon wieder Abend hier sein, sehr früher Abend dann. Sintje kannte das wohl. Sie wunderte sich auch nicht über den schmarchenden Menschen, der mit dem Oberkörper über einem der Tische lag. Der gehörte noch zum späten Abend.

„Sintje, komm her! Du kommst mir eben recht!“ rief es mit gewaltiger Bassstimme hinter dem Schenkisch vor. Da stand Papa Toone mit seinem vergnügten Gesicht und hielt einen weißen Bettel in der einen und einen in Meister gezeichneten Pinsel in der anderen Hand.

„Hier, das klebst du mir draußen an die Kellertür, aber hoch, hörst du, höher als deine Nase geht, du Kirme!“

Wichtig nahm Sintje Bettel und Pinsel und machte sich draußen auf der Straße an die Arbeit. So hoch das kurze, magere Armdchen reichte, strich sie den Meister auf die altersgeschwätzte Tür, und dann brückte sie den langen Bettel an.

Genses des Marolles!

El soir, quansqu'i sonneront 9 heures al Port' d'Hal venaye tous

chez Papa Toone

al Pouchenellekeller

GRANDE REPRESENTATION

en l'honneur de la Kermesse.

On pourra voir Jules César parlant dihors que les genses d'el Marolles étaient les p'us braves de s' n' armée.

Venaye tous, qui que vous êtes:

Krabbeke-wijven, scheersliepen, hachel maukers, smoutebollen marchands, schouvaggers, fruitwijven, zavel marchands, vodden en beenen et tous les aufes, chez Papa Toone voir el grand spel.

Après la représentation on pourra prendre ensemble un streepje et pour finir on va voir passer dans la Hoogstraat l'Grand Taptoe

de tous les troomeleers d'el garde civique in beurger kleëren qui feront une sortaye dihors avec des velpotten allumés par Pieje Pottekes.

Venaye tous, c'est pou' sûr qu'on va s'amuser!

Diesen konnte Sintje noch nicht, aber sie wußte genau, was da auf dem Bettel angekündigt wurde. Denn sie selbst hatte ja den wichtigen Vorbereitungen für die Vorstellung im Marionettentheater beigezogen. Die niedlichen Gliederpuppen lagen schon wartend in Reih und Glied in ihrem Kasten, und heute abend würden sie gepreist über die kleine Bühne stolzieren und mit den dünnen Holzarmen schlängeln und bedächtig mit den Köpfen nicken, alles, weil Papa Toone hinter den Kulissen an den Drähten zog. Diese Puppen hieß er seine Kinder, und sie gehörten ihm alle. Und das ganze Theater gehörte ihm, und der Keller, worin die Zuschauer saßen, und das Kellerloch, wo sie und die Großmutter schliefen, und die Schenkstube und das ganze Haus gehörte Papa Toone. Es war nur Barmherzigkeit von ihm, daß er sie bei der Großmutter, die alle Leute „die Heze vom Pouchenellekeller“ hießen, die hatte ein wichtiges Amt zu versehen, sie war die Polizei bei den Vorstellungen und schlug mit ihrer langen Gerte drein, wenn das Publikum zu laut wurde. Sintje aber hatte nicht Amt noch Würden. Und die strenge Großmutter sagte es ihr oft, daß sie nur ein armes kleines Mädchen sei und auf nichts ein Recht habe. Der Neele, ja, der war der Sohn von Papa Toone, und der hatte ein Recht auf alles, aber sie nicht. Trotzdem war der Neele ein blasser, schliefgewachener, schwächlicher Junge und viel weniger lustig als sie, die auf nichts ein Recht hatte!

„Kellerrattel! Gengenjunge!“ schrie es da plötzlich hinter dem eifrig arbeitenden Kinde. Ein Trio kleiner frecher Ketjes (Gassenjungen) stand da und stieß die unehrbedienten Klöße aus.

„Kellerrattel! Gengenjunge!“

Mit unerwarteter Mäßigkeit aber fuhr Sintje herum und schwenkte den Meisterpinsel drohend durch die Luft.

„Wartet ihr!“

Die Ketjes stoben eiligst davon, der Kleinste aber stolperte und fiel. Wie der Blitz war Sintje über ihn her, schlug ihm den Pinsel um die Ohren und schmierte ihm den weißen Brei in den weit geöffneten Mund, dessen Geschrei allsogleich verstummte.

„So, dir hab ich das unverschämte Maul verklebt!“ höhnte Sintje, und sie ließ befriedigt von ihrem Opfer, um Papa Toone den Pinsel wieder in Damit zu überreichen, denn sie hatte ja auf nichts ein Recht, und gewiß keins auf den schönen dicken Meisterpinsel.

Papa Doone hatte eben seinen letzten Nachtgast wachgemittelt und schob ihn gerade in die frische Luft hinaus. Weinerlich vor sich hinstuckend tannelte der Trunkbold die Gasse entlang. Fintje setzte sich auf die Steinstufe des Hauses und schaute ihm nach. Vielleicht fiel er! Und sie wünschte, daß er fiel, denn dann hatte sie doch etwas zu lachen. Aber der Mann torkelte strauchelnd immer weiter, bis er um die Ecke des Windengangs in die Hoogstraat einbog und sich dadurch ihren Blicken entzog.

Ihm nachzulaufen lohnte nicht der Mühe, vielleicht fiel er überhaupt nicht, bis er in die nächste Schenke stolperte.

Und dann gab's jetzt hier so viel zu sehen: es war ja Kirmes im Windengang! Die Vorbereitungen dazu waren schon im Gange. Bunte Wimpel flatterten lustig, an lange Leinen geschnürt, in der Luft hin und her über die Gasse, immer hin- und herüber. So bunt, so bunt sah das aus! Und es standen schon ein paar Mosekwijsen mit ihren Karren da, in denen im schleimigen Glanz die schwarzen Muscheln schillerten, die so herrlich schmecken. Und ein Knabbeskewijje wühlte mit beiden Händen in Bergen rötlicher Schattierchen, die noch feiner schmeckten als die Muscheln, aber auch teurer waren.

Und da war richtig schon der Jakob von Holland und baute seinen Stand auf. Den kannte sie noch von der letzten Kirmes her. Er hatte viele Fläschchen und Schachteln und scharfe Messer und andere geheimnisvolle, kleine Werkzeuge, und wenn die Kirmes recht im Gange war, zog er seinen Rock aus und stieg auf ein Faß und hielt mit heiserer Stimme eine nie endende Rede. Er erzählte von einem Manne, dem er drei eiserne Nägel mit einer Salbe aus dem Fuße gezogen hätte, und von einer Dame, der er zehn Hühneraugen mit einem einzigen Schnitt seines scharfen Messers abtrasiert habe. Und noch viele seltsame Geschichten wußte der Jakob von Holland zu erzählen. Darum stand immer eine Menge Leute um ihn herum. Ihr aber wurde das Zuhören bald langweilig. Die Bude mit den roten Zuckerherzen zog sie am meisten an. Doch das Kaufgeld ging ihr immer sehr schnell aus, denn die Großmutter gab ihr keinen Heller für die Kirmes, die war nicht für Feste. „Kleine Mädchen dürfen nicht vergnügungssüchtig sein“, sagte sie. Nur der Kekschen schenkte ihr ein paar Cents. Aber der Großvater! Ja freilich, der Großvater! Fintjes blaßes, begehrliches Kindergesicht strahlte auf. Ja, der kam sicher zur Kirmes heute. Der schöne, vornehme, lustige Großvater aus dem Greisenhofwag. Aus dem breiüstragigen, reinlichen, schönen Brüssel, aus dem großen, weißen, stillen Hause mit den vielen blauen Fenstern kam der. Denn da wohnte er. Nicht wie sie, im alten Quartier des Marolles, wo es immer schmutzig und armelig war. Er hatte es gut. Er ging immer schön schwarz gekleidet, und bei den großartigsten Leichenbegängnissen durften er und all die anderen alten Männer aus dem Hospiz mit im Zuge gehen und bekamen noch Geld obendrein. Der hatte es gut! Ob sie, die schmutzige, kleine Kellerratte, auch einmal im Alter in das große, weiße Haus in der vornehmen Straße kommen würde? Und dürfte dann mit den Leichenbegängnissen gehen, dicht hinter dem Totenwagen, auf dem die vielen, weißen, duftenden, herrlichen Blumenkränze lagen? O, die Kränze!

„Fintje!“

Ach, da rief die Großmutter, nun sollte sie sicher in der rauchigen Küche Handlangerdienste tun.

„Fintje!“

Ja, da hilft kein Siestaustellen und kein Sträuben, die Großmutter zwingt sie doch. Die zwingt ja auch die großen, starken Leute. Und die Großmutter nimmt keine Rücksicht auf die Kirmes! Wenn nur der Großvater heute nachmittag —

„Ja, Großmutter, ich komm, ich komm!“

„Gillig schob Fintje ins Haus hinein. Da drinnen sah es aus wie an jedem Tage. Aber Papa Doone wollte heute zur Feier der Kirmes zu dem getrockneten Fisch noch Koesekabbe gebacken haben, und die Großmutter

schalt, weil Fintje nicht schnell genug mit dem Feueranmachen in dem rauchenden Herde zustande kam.

„Großmutter, glaubst du, daß er heute nachmittag kommt, der Großvater?“

„Der? Ja, der wird wohl kommen! Wo ein Vergnügen winkt, da kommt er, der alte Voustic, der Jasse d'el Trap! So hat er's immer gehalten sein Leben lang: wenig Arbeit und viel Vergnügen. Und so war sein Sohn Bieje, dein Vater, auch, und wenn du nicht meines Truitje Kind wärst, ich rührte wahrlich keinen Finger um dich. Da könntest du zuhause, welches Waisenhaus dich aus Barmherzigkeit großzöge. Der Jasse, dein Großvater, tät's sicher nicht, der läßt sich lieber selbst auf andere Leute Kosten verpflegen, der —“

„Aber er schenkt mir ein Zuckerherz!“

„Sawohl, ein Zuckerherz! Könntest du ein Jahr lang von einem Zuckerherz leben, du unverständiges, flatterhaftes Ding? Wer gibt dir Obdach und Nahrung? Der seine Herr aus dem Hospiz? Nein. Die häßliche, ungute Alte, die sie die Hege nennen, deine Großmutter. Auf die Schönheit kommt's nicht an im Leben, sondern auf den Willen und die Tat. Mit dem Willen zwingt man die Leute, das merke dir, nicht mit schönen Worten und schönem Gesicht. Wollte Gott, du bliebst so häßlich, wie du jetzt bist, du rothaariger Irtrisch. Und nun mach's vorwärts! Nun geh die Treppe herunter. Flink, Fintje, flink. Kleine Mädchen müssen immer arbeiten!“

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Eine tägliche Übersicht des Geleisteten und Erlebten macht erst, daß man seines Tuns gewahr und froh werde; sie führt zur Gewissenhaftigkeit. Fehler und Irrtümer treten bei solcher täglichen Buchführung von selbst hervor. Goethe.

Kulturgegeschichtliches vom Zucker.

Wohl in keiner anderen Industrie hat sich während dieses Krieges eine so radikale Umwälzung und Umgestaltung geltend gemacht wie in der Zuckerindustrie. Während infolge der Sperrung der Zuckerausfuhr zunächst ein Überfluß an Zucker vorhanden war, ist durch den umfassenden Zuckerverbrauch bei der Verfütterung des Viehs, dem zu einem großen Teil die Erhaltung unseres Viehbestandes im Kriege zu verdanken ist, der Zuckervorrat sehr verringert worden. Den veränderten Verhältnissen, die auch infolge des Mangels an geeigneten Düngemitteln zu einer starken Einschränkung des Zuckerübereinkommens führen können, hat nun bekanntlich die Regierung Rechnung getragen, indem sie sich zu einer Erhöhung der Rübenpreise und der Rohzuckerpreise für die am 1. Oktober 1918 beginnende Kampagne um 3 M. auf 15 M. für den Zentner entschloß, um uns eine ausreichende Zuckererzeugung zu sichern. Der Zucker ist heute eines unserer wichtigsten und unentbehrlichsten Nahrungsmittel. Wir können uns deshalb nur schwer vorstellen, daß das Altertum ihn noch nicht kannte. Das einzige damals zur Verfügung der Speisen und Getränke dienende Mittel war der Honig. Neirechos, der Admiral Alaganders des Großen, brachte als erster die Kunde nach den Mittelmeerländern, daß es in Indien ein Rohr gäbe, das ohne Wienen Honig hervorbringe. Im 1. Jahrhundert n. Chr. berichten dann der griechische Schriftsteller Dioskorides und der Rätener Plinius, daß sich Honig im Rohr einer in Indien und Arabien vorkommenden Pflanze vorfinde, die Saccharon heiße. Die Araber haben dann die Kultur des Zuckerrohrs nach den Mittelmeerländern, insbesondere nach Sizilien und Unteritalien, gebracht. Als später hier der Zuckerrohranbau einen Rückgang erfahren hatte, erfuhr er durch die Kreuzzüge und durch das Muster der syrischen Zuckerkultur einen neuen Aufschwung. So ließ der Kaiser Friedrich II. im Jahre 1239 Leute aus Thyras kommen, die die gesunkene Zuckerfabrikation in Sizilien wieder in Schwung bringen sollten. Durch den Handel der italienischen Städte gelangte der Zucker im Mittelalter nach Deutschland und wurde hier als Nahrungsmittel weiteren Kreisen bekannt. Das von Dioskorides und Plinius erwähnte indisch-sanskritische Wort Saccharon (saccharum) liegt unserem Worte Zucker zugrunde. Aus Saccharon wurde

arabisch sokkar und daraus das mittelalterlich-lateinische Wort *zucara*, aus dem die althochdeutsche Bezeichnung *zucura* hervorgegangen ist.

Im Mittelalter galt der Zuder freilich nur als eine sehr edelene und kostbare Verfeinerung; eine wirklich wirtschaftliche Bedeutung erlangte er erst, nachdem er zu Beginn des 16. Jahrhunderts vom Mittelmeer nach Westindien verpflanzt worden war und von dort als Kolonialware nach Europa gelangte. Der Rohrzucker kam in ungerinigtem Zustande nach Europa; einem Venetianer gelang gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Kunst, ihn zu läutern oder zu raffinieren (eigentlich verfeinern), wie der Kunstausdruck lautete. Die ersten in Deutschland errichteten Anlagen dieser Art (in Dresden gab es schon 1697 eine solche) wurden gut deutsch Zuckerschmelzen genannt, erst später gab man in Deutschland merklicher Weise dem Fremdwort Zuckerraffinade den Vorzug, der sich als Sachausdruck ebenso wie das Wort Raffinade (zur Bezeichnung für feinen Putzuder) bis zum heutigen Tage erhalten hat. Das „Raffinieren“ des Zuders ging zu erst in der Weise vor sich, daß man ihn durch Erhitzen flüssig machte und in schmale Gefäße füllte, die nach unten spitz zuliefen. Die unreinen Bestandteile der Masse sammelten sich in der Spitze der Gefäße an; man öffnete dann einen dort befindlichen Hahn und ließ den Bodensatz ablaufen, bis ganz reiner Zuder zum Vorschein kam. Nach dem Erkalten und Festwerden hatte der Zuder die spitz zulaufende Form, die zu der Bezeichnung „Zuderhut“ den Anlaß gegeben hat. Noch heute hält man vielfach an der Zuderhutform fest, obwohl das Raffinieren des Zuders in ganz anderer Weise vor sich geht und die Herstellung jeder anderen Form, so der Brotform — daher der Name Brotzucker — gestattet. Als Zuderland oder Kandiszuder bezeichnet man den in kristallartigen Stücken verkauften Zuder, der früher vielfach als Raschwerk diente. Auch diesem Ausdruck liegt ein Sanskritwort: *khandā* (Stück) zugrunde, das im Arabisch-Perfischen die Formen *candīd* und *cand* annahm und zur Bezeichnung des veredelten Zuderrohstoffes verwandt wurde. Daraus entstand das italienische *candire* (mit Zuder überziehen), das als „kandieren“ ins Deutsche übergegangen ist. Der Zuderhändler heißt noch in mehreren deutschen Mundarten *Kanditor*; das ist eigentlich die richtige Form gegenüber der schriftsprachlichen Bezeichnung „Konditor“, die in Anlehnung an das lateinische Wort *conditor* (Verfertiger schmackhafter — eigentlich gewürzter Speisen) entstanden ist.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Im Krieg.

Da der Krieg ist ausgebrochen,
Müssen alle tapfer sein,
Männer kämpfen schon seit Wochen,
Streiden muß wohl groß und klein.

Viele Väter stets verlassen
Ihr so treues Weib und Kind,
Seerer ist's in allen Gassen,
Heim ist jetzt der Sturm, der Wind.

Söhne müssen auch hinaus
Und dem Vaterland ihr Leben schenken.
Müssen hören Sturmsgebräus
Und an Mut und Frieden denken.

Rehnen alle gut nach Haus,
Und die Friedensglocken schallen,
Wist's zuerst 'nen guten Schmaus,
Und getanzt wird auf den Krallen.

Geblick von Mettchen Leber, Wiesbaden, einer zwölfjährigen Patriotin, die um Meime nicht verlegen zu sein scheint, was besonders die letzte Zeile beweist!

Wie es den Hausbesitzern in Frankreich ergeht. Zu den Reuten, die in Frankreich am meisten über die Kriegsleiden klagen, gehören vor allem die Hausbesitzer, deren Los, nach den jammernden Zuschauern zu schließen, allerdings kein sehr beneidenswertes zu sein scheint. Wie schlimm die Lage der französischen Hausbesitzer durch den Krieg gestaltet wurde, geht aus dem folgenden Geschichtchen hervor, das im „Journal des Débats“ erzählt wird: „Auf einem Pariser Gemüsemarkt wurde ein Mann von der Polizei festgenom-

men, der beim Stehlen von Gemüse erwischt worden war. Er wurde auf das nächste Polizeirevier geführt und erklärte dort unter Tränen, daß er Hausbesitzer sei und durch Nichtbezahlung der ihm zustehenden Mieten gezwungen wäre, sich durch Stehlen zu erhalten. In den Taschen des Sünders fand man eine ebenso merkwürdig zusammengestellte wie bescheidene Beute, nämlich zwei Kartoffeln, eine Zwiebel und eine Ruz. Der Polizeikommissar ließ sich durch den Jammer erweichen, er begnügte sich, dem irreführten Hausbesitzer den Kopf zu waschen und ihm kraft seines Amtes die beiden Kartoffeln, die Zwiebel und die Ruz wieder abzunehmen. Dieser, wenn auch kleine, so doch höchst bezeichnende Skandal wurde von einem Sozialisten in der Kammer mitgeteilt und gelangte so auf höchst politischem Wege zu allgemeiner Kenntnis. Der Pariser Hausbesitzer hat niemals eine angenehme Rolle gespielt. Schon in alter Zeit war er die Zielscheibe schadenfroher Streiche und das Objekt der Karikaturen in den französischen Witzblättern. Die Pariser Kleinbürgerschaft hält jeden Hausbesitzer für einen reichen Mann und sieht in der Pflicht, Miete zu entrichten, eine schreiende Ungerechtigkeit. So wurde es zur allgemeinen Gepflogenheit, den Hausbesitzer monatelang warten zu lassen. Der Krieg und das in Frankreich eingeführte Moratorium führten dahin, daß man es als patriotisches Recht betrachtet, den Hausbesitzern jetzt nur ein winziges Teilchen des Mietbetrages zu entrichten. Wer will noch die Schrecken des Krieges leugnen, wenn ein leibhaftiger Hausbesitzer zwei Kartoffeln, eine Zwiebel und eine Ruz stehlen muß, um nicht zu verhungern?“ . . .

Persönliche Erinnerungen an König Ferdinand von Bulgarien. König Ferdinand von Bulgarien, der durch seine Besuche bei unserm Kaiser und Kaiser Franz Joseph sowie durch seinen Aufenthalt in Koburg seinen engen persönlichen Beziehungen zu den Mittelmächten soeben den sinnfälligsten Ausdruck gegeben hat, ist durch sein mannhaftes Eingreifen in den Weltkrieg unserm Volke besonders nahe gerückt. Im neuesten Heft der „Deutschen Rundschau“ gibt nun ein berufener Beurteiler, der Hr. Hermann v. Glogoffstein, der als Erzieher seiner Söhne ihm besonders nahegetreten ist, einen interessanten Beitrag zur Kenntnis seiner Persönlichkeit. Glogoffstein, der vom Jahre 1900 bis 1912 den Unterricht der Prinzen Boris und Enrich leitete, hat von seinem Aufenthalt am bulgarischen Hofe die günstigsten Erinnerungen mit fortgenommen. Günstige Gelegenheit, sich mit dem König zu unterhalten, boten ihm die Frühstück- und Abendtischen im kleinen Kreise, bei denen angeregte Gespräche geführt wurden. Ferdinand interessiert sich sehr für historisch-genealogische Fragen und wendet der Erforschung seines Stammbaumes große Aufmerksamkeit zu, weshalb er eine ausgesprochene Liebe für Koburg, die deutsche Heimat seines Geschlechtes, besitzt. Ein tief eindringendes, liebevolles Verständnis bringt er der bulgarischen Geschichte und Kunst sowie überhaupt der Volkskunde der Balkanländer entgegen. Obwohl er erst verhältnismäßig spät Bulgarisch lernte, wußte er sich doch dazu nach dem Urteil von Kennern geradezu gewählt auszubilden. Meisterhaft beherrscht er das Gespräch, und seine hofe Rednergabe ist ihrer Wirkung sicher. Seine lebenswürdige und geistvolle Art tritt vor allem bei den Hoffestlichkeiten hervor. „Was Ihnen nach meinem Empfinden Ihren eigentlichen Reiz verlieh, war die Art, wie sich der König und die Königin inmitten der bunt zusammengesehten Gesellschaft bewegten, die Fröhlichkeit des hohen Paares, mit allen Gästen ohne Unterschied, vom Minister und Diplomaten bis hinab zum bäuerlichen Sobranje-Abgeordneten, der in der kleidsamen Volkstracht bei Hof erschien, auf die nämliche huldvolle Art zu verkehren.“ Eine schwere Aufgabe hatte der Sechszwanzigjährige übernommen, als er dem Rufe der Sobranje auf den bulgarischen Fürstenthron folgte. Er mußte seinen reichen wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen entgegen, die, durch mannigfache Studien und weite Reisen gefördert, dem sorgenfreien Dasein des jungen Prinzen einen tiefen Gehalt gegeben hatten. Nicht spurlos ist dies aufopfernde Wirken für Bulgariens Wohl an ihm vorübergegangen. „Die äußere Erscheinung des auf den Tod gestifteten, nicht selten von Schicksalsschlägen heimgesuchten, früh ergabenen Monarchen trägt sichtbare Spuren der Mühen und Sorgen einer fast dreißigjährigen Regierung. Nicht minder gilt dies vom Wesen des Königs. Anwandlungen von Mißtrauen, Pessimismus und Bitterkeit habe ich an ihm, dessen Geist so hohen Schwunges fähig, dessen Seele so idealen Regungen zugänglich ist, öfters bemerken können. In solchen

Fällen bemühte ich mich nach Kräften, ihn zu erheitern und auf andere Gedanken zu bringen." Bei dem Unterricht der Prinzen wurde neben der Weltgeschichte der deutsche Aufsatz nicht vernachlässigt, „und ebenso suchte ich meine Zöglinge, so weit ihr Alter dies gestattete und die knappe Zeit es zuließ, mit den Meisterwerken unserer Literatur, und zwar im besonderen mit den besten unter den Dichtungen Schillers, den lyrischen wie den dramatischen, bekannt zu machen. Mehrere von diesen lasen wir mit verkleideten Rollen; so die „Jungfrau von Orléans“ und „Wallensteins Lager“. Von den Gedichten unserer Klassiker, die ihnen geläufig waren, hatten sie sich einige in Gestalt gelinder Strafen eingeprägt, die ich hier und da für kleine Vergehen über sie verhängen mußte. Zu ihnen gehörten auch „Was hast du, sinnende Göttin“ von Herder und „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“, Dichterworte, die sie ebenfalls gern im Munde führten und gegen den vieux féodal — so hatten meine erlauchten Schüler mich gekauft — bei mehr oder weniger passenden Anlässen geltend machten.“ Der Kronprinz war seinem Alter geistig weit vorausgeeilt; als wahrer Hergens, ließ er etwas sich Prinz Cyrill mit seinen roten Backen und dem netten Wubenkopf, dem unser Kaiser kürzlich in Nisch zugeworfen hat: „Junge, du gefällst mir!“

Die Riviera im zweiten Kriegswinter. Wohl kein Gebiet der Erde hat sich durch den Krieg so völlig verändert wie die Riviera. War sie doch früher der internationale Luxusaufenthalt, besucht von Angehörigen aller Weltteile, die sich hier in strahlender Sonne und milder Luft erholen und vergnügen wollten. Deutsche und Engländer, Franzosen und Österreicher, Russen und Ungarn trafen sich nur in friedlichem Wettlauf auf den Golf- und Tennisplätzen entgegen. Wasserflugzeuge glitten im lustigen Sport über die Wellen, während die vor Anker liegenden Kriegsschiffe und Torpedoboote der Gegenstand freundlicher Neugierde waren. Keiner, der in den ersten Monaten des Jahres 1914 hier mit so vielen anderen heiter und fröhlich war, hätte ahnen können, daß sich das Bild dieser lieblichen Gegend so rasch völlig ändern würde. In der „Times“ schildert ein Berichterstatter die Wandlungen der Riviera während des Krieges, die er bei verschiedenen Besuchen feststellen konnte. Zunächst sah es, als ob überhaupt alles aus sein sollte. Die Hotels und Villen, die am Ende der Saison von 1914 geschlossen worden waren, wollten garnicht mehr aufmachen. Endlich, nach einem halben Jahre, öffneten verschiedene Gebäude wieder ihre Tore, aber ganz andersartigen Gästen. Derbe Bayern, gestatten aus der Normandie und Bretagne in schmutzigen Uniformen machten sich in den eleganten Räumen der Luxus-Hotels heimisch. Die Fahne mit dem roten Kreuz auf weißem Grund wurde auf immer mehr Häusern aufgezogen: die Riviera hatte sich in ein großes Lazarett verwandelt, und wo Lachen und Übermut geherrscht, da wohnten nun Trauer und Schmerz. Ein Jahr verging. Man fand, daß viel mehr Krankenbetten eingerichtet waren, als nötig schien. Die roten Kreuz-Fahnen wurden wieder heruntergeholt, und allenthalben gab man sich die größte Mühe, wenigstens den Anschein zu erwecken, als solle es wieder wie vor dem Kriege werden. Man sah weniger Verwundene auf den Promenaden. Die Kaffinos wurden wieder eröffnet; die Kolläden verschwanden von den Schaufenstern. Aber diese Versuche geschahen nur mit halbem Herzen und hatten nur schwachen Erfolg. Die Hauptkaffinhäuser blieben weiter Lazarette, und die Cafés mit der Aussicht nach dem Meer dienten nach wie vor als Arbeitsräume für die Frauen und Töchter der Männer an der Front. „Die alte schöne Zeit der Riviera ist endgültig vorbei. Das merkt man so recht in diesem zweiten Kriegswinter. Wie kurzweilig war diese frühere Epoche! Nirgends an der ganzen Küste hat man gemeinnützige Institute geschaffen, die jetzt die Not lindern könnten. Die Gemeinden hatten alle Hände voll zu tun, um herrliche Kaffinos und schön gepflasterte Promenaden zu bauen. Wie viele Unternehmungen sich im Besitz fremden feindlichen Kapitals befanden, geht aus der großen Anzahl der sequestrierten Grundstücke hervor. Ja, die alte Zeit ist dahin. Die ganze Stimmung und Form des Lebens ist verändert, und inmitten dieses jähen Wandels im Menschenleben ist nur die Natur wenig die gleiche. Die Sonne scheint noch mit derselben strahlenden Wärme; der Himmel zeigt noch dasselbe tiefe Blau, und die Frühlingsblumen entfalten die alte verlockende Pracht. . . .“

Englische Rekruten als Anhänger der Friedensbewegung. Unter den englischen Wehrpflichtigen, die vor den Untersuchungsausschüssen erschienen und ihre Bestimmung vom Heeresdienst fordern, gibt es viele Anhänger der Friedensbewegung, die bereite Worte für die Verteidigung ihres Ideals finden. Daß sie damit einen unfehlbaren Erfolg haben, beweisen zwei Fälle, die in englischen Blättern mitgeteilt werden. Erschienen da ein zwanzigjähriger Jüngling „seiner Mutter einziger Sohn“, der erklärte, er werde es nie und nimmer mit seinem Gewissen vereinbaren können, auf einen Zeppelin zu schießen. „Wenn aber der Zeppelin gerade über Ihrem Hause lände und eine Bombe darauf herabwürfe und Sie an der Abwehrkante wären, was würden Sie tun?“ fragte der Beamte. „Ich könnte den Zeppelin doch nicht aufhalten“, war die Antwort. „Und wenn Sie damit das Leben Ihrer Mutter und Ihrer Schwestern retten könnten, würden Sie dann auch nicht schießen?“ „Nein“, antwortete der Jüngling. Er wurde daraufhin „nur vom Dienst mit der Waffe befreit.“ Ein anderer, der seine durchaus friedliche Weltanschauung vor dem Untersuchungsausschuß gehörig zur Geltung brachte, war ein Schullehrer aus Eastbourne, der angab, er sei „ein Christ im jenen ursprünglichen und internationalen Sinne, daß er nur das Gesetz der Liebe, des Friedens und des Mitleides anerkenne und den Krieg verabscheue.“ Da die Untersuchungskommission der Ansicht war, daß er diesen Grundsätzen am besten beim roten Kreuz huldigen könne, wurde er ebenfalls vom Dienst mit der Waffe befreit.

Der Zukunftsflug von New York nach Europa. Wenn trotz der außerordentlichen Entwicklung der Flugzeugtechnik, noch niemand den Atlantischen Ozean überflogen hat, so liegt dies nicht an unserem Unvermögen, sondern lediglich an den kriegerischen Verhältnissen, die derlei Ausflüge gegenwärtig nicht sehr erwünscht erscheinen lassen. Wenigstens ist dies die Meinung des amerikanischen Fliegers und Flugzeugkonstruktors G. G. Curtiss, der sich einem Mitarbeiter der New Yorker „World“ gegenüber über das Problem des Flugs über den Atlantik äußert. Curtiss, der, wie man weiß, sich bereits mehrmals zum Flug von Amerika nach Europa vorbereitet hatte, ist der Ansicht, daß der erste Flug dieser Art zwar ein Weltereignis, aber bei den heutigen Mitteln durchaus kein Wunder sein wird: „Wenn der Friede wiederhergestellt und das Interesse für derartige Fragen wieder lebendig sein wird, wird eines Tages der erste Mensch in den Lüften über den Atlantischen Ozean reisen. Der erste Flug wird höchstwahrscheinlich von New York aus veranstaltet werden. Er wird seinen Weg über Neufundland und die Azoren nehmen, um im Notfall eine zweimalige Landung zu gestatten. Der zweite Flug wird sicherlich bereits ohne Unterbrechung ausgeführt werden. Die Technik ist weit genug, alles andere wird von der Fähigkeit des Fliegers abhängen. Und die Maschine wird mit Leichtigkeit all das mit sich tragen können, was man während einer solchen Reise braucht. Zur Übung für den großen Flug wird die hierzu gebaute Maschine in ausgedehnten Flügen von New York entlang der Küste ausprobiert werden. Wenn der Flieger fähig ist, 750 Meilen ohne Ermüdung zu durchfliegen, werden alle Schwierigkeiten überwunden sein.“ Die Erfahrung, meint Curtiss, wird lehren, daß der Hydroplan das schnellste und sicherste Verkehrsmittel über See ist. Der europäische Krieg habe eine außerordentliche Steigerung der Widerstandsfähigkeit und Motorenkraft der Flugzeuge bewirkt. Man habe gelernt, die Angriffs- und Verteidigungsmöglichkeiten des Flugzeugs in hervorragender Weise auszunutzen. „Für Amerika“, fährt Curtiss fort, „ist dies von höchster Bedeutung. Wir haben viel zu wenig Maschinen und Flieger. Unsere ganze Küste sollte mit einem System von Flugzeugstationen versehen werden. Der neueste große Hydroplan kann sich weit hinaus in die offene See wagen, auf das Wasser niedergehen und, wenn nötig, tagelang so ausharren. Auch wird er sich als das einzige Mittel zur Belämpfung von Unterseebooten erweisen. Noch wichtiger als die Zunahme der Materialstärke und der Größe ist für den Hydroplan der Zukunft die Maschinenkraft. Der Apparat, auf dem die Reise von Amerika nach Europa ausgeführt werden soll, wird zwei 160-PS-Motoren haben, also eine Motorstärke von 320 Pferdekraften.“